

Gedichtzyklus: Im Leerlauf

Tobias Jennewein

Adagio Molto

Da bist du ja wieder!
Du gehst im Garten auf und ab,
als wolltest du das Denken (innen)

und die Bäume (außen)
einander durch Bewegung
näher bringen.

Es ist Abend. Hörst du die Amsel im Gras?
Es sind lange, weiße Noten, die sie singt:
und sie füllen sich mit

Dunkelheit, werden schwarz, verkürzen sich also,
verklingen. Eine Krähe plustert ihr Gefieder
zu einer Nacht/Kulisse auf,

die sich sehen lassen kann –
oder eben nicht.

Wo bist du jetzt? In deiner Wohnung,

wo die Leere sich zusammenzieht
wie die Luft an Wintertagen,
wo sie immer dichter wird und auf die Dielen drückt,

als würde sie die Schritte imitieren,
die du im Flur hast
stehen lassen wie abgestreifte Wanderstiefel?

Alles, was du tust,
verleugnet die Bewegung.
Neben dir im Bett liegt nur

dein Handy
und spielt Musik für dich.
Search on Youtube: Schostakowitsch,

String Quartet in E-Flat Minor.
Ein Stück wie ein endloser, russischer
Winter.

Durch die Pausen
zwischen den Tönen fällt
Schnee

in das Zimmer – und mit der letzten, getrillerten Note
gefriert auch
die Stille im Haus.

Das war's, denkst du.
Dann piepst es: Es ist keine SMS,
sondern die Nachricht,

dass in China das Coronavirus ausgebrochen sei.
„Die Zahl der Infektionen steigt rasant.“,
heißt es im SPIEGEL.

„Bald wird das Virus in Europa sein.“,

heißt es in der F.A.Z.

Und eine Stimme aus dem Innersten der Kälte sagt zu dir:

„Vergiss nicht,

deine Apps zu schließen! Wisch alles mit dem

Finger weg! Schlaf ein!“

Zu Hause im Museum

ein bürgerliches Maskenspiel

„Das Gegengift zur Langeweile ist die Angst.
Die Arznei muß stärker sein als die Krankheit.“
E.M. Cioran

draußen das Licht so frühlingshell, als stünde bald die Renaissance bevor. noch einmal tut sich eine Perspektive auf. denn der Flieder auf der Wiese kann ein Fluchtpunkt sein, aus dem die Bilder sprießen. jede Pflanze

ist ein Urknall in Slow Motion, der sich über Tage hinzieht wie mein Leben, wie so vieles, was es gibt, die Furcht, die Viruspanemie, die Blickentwicklung eines Säuglings oder eben eine Knospe, die in

sich die volle Kraft des Niesens eingespeichert hat. sie strahlt es langsam von der Mitte zu den Rändern aus: hat-schi – und vor uns leuchtet eine Blüte! übrigens ist die Kultur am Ende. die Opern machen dicht. die Theater sind

geschlossen. bleiben noch Vorgärten. Vorgärten bleiben. und da denke ich wie Handke: lasst die Museen nach und nach verrotten und lieber die Vorgärten blühen! da bin ich ganz Gartenlauben-Nazi, ganz gläubiger

Kleinbürgersohn wie der Peter – na klar, ich habe Angst. Faschisten haben immer Angst. die Angst definiert sie. denn was wird kommen: die Renaissance oder eine Katastrophe? ich bilde mir ein, dass ich im Garten sicher

bin, bilde mir ein, dass das Licht um diesen Tag herum fließt und ihn rund wäscht, dass heute noch mal alles gut geht. heute = Telefongespräche, Mittwoch, Mittagessen, Bratwurst mit Kartoffelbrei, Gebetsfragmente, Cioran-

Lektüre, assoziative Explosionen und im Spiegel ein Dreita-
gebart, verschoben die Tektonik dieser Stunden, wo bin ich,
was mache ich hier, Beklemmungsgefühle im Bauch, in der
Brust, und ja, natürlich, der Schlaf, der Schlaf ist

längst nicht mehr erholsam, wird wie eine Panikinfusion
durch die Arterien gepresst, die Welt und der Puls im News-
Ticker-Takt. die Nachbarn (Vater, Mutter, Sohn) versammeln
sich jetzt auch im Garten, mit einer an-

geleiteten Katze, kaum zu glauben, aber wahr. sie schauen alle
so versunken, starren stumm am Nachmittag vorbei wie Kin-
der, die von den Ferien träumen, Urlaub von dieser ungewis-
sen Zeit. und ich interviewe Boccaccio,

zumindest im Kopf. Frage: „war die Pest tatsächlich so
schlimm, wie man behauptet?“ Antwort: „schlimmer als die
Frage, die Sie mir gerade stellen. und die ist wirklich grauen-
haft!“ Frage: „wie haben Sie den Schrecken

überlebt?“ Antwort: „warten, Die göttliche Komödie lesen,
täglich ein paar Zeilen schreiben, Tinder installieren.“ Fra-ge:
„war das alles?“ Antwort: „mehr konnte ich nicht tun.“ das be-
stürzt mich – und der Himmel liegt in

Scherben, wenn man ihn durch die Zweige der Kastanie sieht.
ich gehe wieder in mein Zimmer. weil der Schatten unter mir
urplötzlich zu einem Laufband anschwillt, werde ich ganz nah
an unsre Gegenwart

geschoben. ich bin mittendrin. ich atme. die Angst ist ein we-
hendes Banner im Hals, ein Flackern, das den Tag ent- zündet,
wenn sich ein Wort, ein Augenblick zu tief in mich verirrt: ich
denke an das Wort

„Corona-Virus“, den Augenblick der Infektion, die allen dro-
hen kann. das ist erlebter Universalismus! aber diesmal hab
ich eine Frage an Signore Dante: „glauben Sie daran, dass es
ein göttliches Gesetz gibt, das ein

Inferno untersagt? existiert ein allgemeiner Katastrophenbann?“ die Antwort lautet selbstverständlich: Stille, Herzgeräusche, Vogelzwitschern und ein summender PC. man kennt das ja von vielen Dichtern:

diese Lücken, in die alles und vor allem nichts hineinpasst. möglich, dass Dante sich noch meldet und uns weiterhilft, weil wir Autoren ihn jetzt dringend brauchen: als Reisebegleiter durch unser Schreibtischexil.

Im Leerlauf

„Ich gehe durch den Garten, höre die Spatzen im Gras.
Die Sekunden sind durchsichtig geworden.
Sie atmen mit winzigen Lungen – Lungen wie von Vogelembryos –
Bäume, Schatten, Wind und Erde, meine Schritte ein und aus.“
Ein Autor im Quarantänemodus

es gibt Tage,
da fühlst du dich auswechselbar,
da könnten auch
dein Schreibtisch,
deine Bücher und
dein Handy
für dich sprechen,
da stehst du stumm herum,
suchst unentwegt nach einem
Ausgang: und die Richtung,
die du einschlägst,
bohrt sich dir von hinten
durch die Brust.
der Richtungspfeil:
nicht Amor, sondern
niemand hat ihn abgefeuert –
hier ist nur die Haustür rot wie Blut
und leuchtet so,
als hielte sie in ihren Angeln
etwas Schwung bereit,
der dich zum Fliegen brächte,
könntest du nur
fort.
stattdessen lehnst du mit dem Rücken
noch ein Weilchen
an diesem Samstagabend,

der dich langsam vorwärts schiebt:
dorthin,
wo deine Verse sich
wie Fotos stillgelegter Gleise
immer tiefer
im
Vergessen
stapeln:
der PC
mit seinem Überschuss an überflüssigen Dateien
ist die Endstation:
dort lebst du
quer zur Zeit und ihren Fieberkurven.
dort beginnst du
wie der Schnee,
weit oben
auszuflocken,
machst dich locker,
los
und sinkst herab.
Stichwort: runterscrollen,
immer weiter
runterscrollen.
(alle Wege enden
unter deinen Fersen, wenden
und entstehen
da.)
darum
denk senkrecht!
achte auf die Schwalben:
fein gezwirbelt

ist ihr bodenloser Flug,
ein gewundenes Myzel am Himmel,
das den Abend überwuchert,
dem Tag das Licht,
dem Licht die Zeit
entzieht und sich verästelt,
Fransen bildet,
Fasern,
Zotten,
Ballen,
Büschel,
Ranken,
Stauden –
hey, wo waren wir noch gleich?
ach ja, du bist
ersetzbar (siehe oben!)
und dein Gedicht läuft
aus und
am Papier herunter
wie ein Tropfen Dunkelheit:
jetzt ist es leer
und du
hast alle Lust an
ihm
verloren,
kannst also endlich
fort-
und durch die Haustür
in den Garten
gehen.
Adieu!

Tobias Jennewein, 1991 in Würzburg geboren, Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft und der Germanistik in Frankfurt am Main, Masterstudium Neuere Literaturen in Würzburg. Arbeitet derzeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Philologie der Julius-Maximilians-Universität Würzburg.